

„Das Gute ist einseitig“

Es gibt kaum einen Charakter, den Mario Adorf nicht verkörpert hätte. Nun lässt der 84-Jährige auf Leseabenden seine Karriere Revue passieren. Ein Gespräch über Mörder, die Komik des Bösen und Liebe im Alter

W

Wenig ist aussichtsloser, als sich umfassend auf ein Gespräch mit diesem Mann vorbereiten zu wollen. In Hunderten von Filmen und Fernsehproduktionen hat Mario Adorf mitgewirkt: Mörder, Industrielle, Cowboys und Rotlichtpaten, er hat sie alle verkörpert; derartig viele Rollen waren es, dass er sich selbst nicht mehr an jede erinnert. Die Faszinationskraft dieses Gesichts der Bundesrepublik ist ungebrochen: Im Berliner Renaissance-Theater steht er an diesem Abend ganz allein vor vollem Haus auf der Bühne und liest Erinnerungen vor. Sein Publikum, die meisten Anwesenden gehören zur Generation 50 plus, folgt ihm von Beginn an. Ob es um seine Zeit als Hitlerjunge geht, um seinen Weg in den Schauspielberuf oder um Triumphe und peinliche Situationen vor der Kamera, auf der Bühne und im Kreis der Kollegen: Man lacht und klatscht, man schweigt – und am Ende gibt es Standing Ovations. Kein Wunder: Wenn Adorf rezitiert, into-

VON PHILIP CASSIER

niert oder über die Bühne kugelt, um zu demonstrieren, wie es aussieht, wenn einer vor Lachen nicht mehr kann, lebt nicht nur er auf, sondern eine ganze Riege von Helden: Heinrich George, Fritz Kortner, Siegfried Lowitz. Am nächsten Tag nimmt sich Adorf im „Sofitel“ am Kurfürstendamm für Fotos und Gespräch mehr Zeit als üblich. Er denkt, er verwirft, er vervollständigt Gedanken. Eine Wohltat.

WELT AM SONNTAG: Herr Adorf, Ihr Programm heißt „Schauen Sie mal böse“. Liegt das an den vielen Schurken, die Sie gespielt haben?
MARIO ADORF: Nein, es sind die Worte, mit denen mich der Regisseur Robert Siodmak 1957 in einer Münchner Künstlerkneipe für die Rolle des Mörders in „Nachts, wenn der Teufel kam“ vorseprechen ließ. Er blickte mich unter seiner Glatze aus Glupschaugen an und sagte: „Schauen Sie mal böse.“

Die Rolle bekamen Sie.

Ja, aber es war ein Selbstbetrug Siodmaks: Zuerst schaute ich ihm nicht böse genug. Dann bemerkte er, dass ich an Krücken humpelte. Ein Muskelfasserriss, den ich mir zuvor im Theater zugezogen hatte. Siodmak fuhr mit mir in sein Hotel „Vier Jahreszeiten“ und verarzte die Verletzung mit Eispray. Als wir wieder in der Kneipe waren und er glauben durfte, mich geheilt zu haben, blickte ich ihm plötzlich böse genug. Der „böse Blick“ scheint etwas sehr Subjektives zu sein.

Das erste Mal sind Sie beim Jungvolk und in der Hitlerjugend mit dem Bösen in Berührung gekommen. Sie haben erzählt, wie Sie während des Bombenkrieges im Bunker saßen und Witze auf Kosten der Nazis rissen. Glauben Sie, dass Sie das Böse damals erkannt haben?

Nein. Aber es war ein wenig ambivalent, wie schon bei meiner Erziehung im katholischen Waisenhaus. Ich war immer ein wenig aufmüppig. Im Kloster sollten wir die Jungfrau Maria lieben. Ich habe mir diese leicht kitschige Figur oft angesehen und dann gesagt: „Ich liebe die nicht, ich liebe Gerti.“ (*lacht*) Und so war ich wohl auch ein normaler Hitlerjunge, ich führte alle Befehle aus, aber Hitler mochte ich nicht. Das hatte keine politischen Motive, aber er war ein Schreihals.

Im Vaterunser heißt es: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“ Worin liegt seine Faszination?
Zunächst: Ich habe mich nie als Bösewicht definiert, ich habe sogar immer darauf geachtet, dass ich nach einer bösen eine andere Rolle spiele. Aber ich komme vom Theater – und habe gemerkt: Ob bei Goethe, Schiller oder Shakespeare, die Bösen sind dankbarer zu spielen als die Guten. Der intrigante Franz Moor in den „Räubern“ fasziniert mehr als sein edler Bruder Karl. Das Gute darzustellen wird schnell langweilig.

Warum?

Das Gute ist einseitig. In „Nachts, wenn der Teufel kam“ ging es mir auch darum, die Hintergründe dieses echten Massenmörders auszuleuchten. Ich wollte keinen Bösen spielen, sondern einen Kranken. Ich wälzte sämtliche Akten, ich wollte wissen: Warum ist der so geworden? Es wird ja niemand böse geboren. Bei den Guten will man über diese Hintergründe weniger wissen.



MARIO ADORF
DAS GESICHT DER
BUNDESREPUBLIK

Aufgewachsen ist Mario Adorf, 84, als nicht eheliches Kind der Deutschen Alice Adorf und des italienischen Chirurgen Dr. Matteo Menniti in Mayen in der Eifel bei seiner Mutter. Ab 1950 studierte er an der Uni Mainz u. a. Philosophie, Psychologie, Kriminologie und Literatur. Er war auch in der **Studentenboxstaffel** sowie an der Studentenbühne aktiv. 1953 setzte er sein Studium in Zürich fort, war Statist und Regieassistent am Schauspielhaus. Nach Abbruch des Studiums folgte eine Schauspielausbildung an der Otto-Falckenberg-Schule in München. Von 1955 bis 1962 hatte Adorf bei den Münchner Kammerspielen ein Engagement als Schauspieler. Gleichzeitig startete er eine Kino- und Fernsehkarriere. In Deutschland sind besonders seine Kinorollen in „Nachts, wenn der Teufel kam“, „Winnetou“ und „Die Blechtrommel“ in Erinnerung geblieben. Einem noch größeren Publikum ist Adorf durch TV-Serien wie „**Kir Royal**“ oder „Der große Bellheim“ ein Begriff. Er ist seit 1985 in zweiter Ehe verheiratet. Seine Lesereise „Schauen Sie mal böse“ startet am 12. Februar und führt ihn u. a. nach Berlin, Frankfurt/M. und Hamburg.

Wie gut muss man das Böse kennen, um es darzustellen? Können Sie hassen?

Es ist bei mir nie so weit gegangen, dass ich gesagt hätte: „Diesen Menschen hasse ich, den will ich tot sehen.“ Wir müssen akzeptieren, dass das Böse zum Menschen gehört. Man kann es nicht ausgrenzen. Es ist leicht, jemanden als Unmensch zu bezeichnen, vielleicht nur, um sein eigenes Verhalten zu entschuldigen: „Der gehört nicht zu uns, das ist gar kein Mensch.“ Aber es ist falsch.

Charlie Chaplin hat Adolf Hitler in „Der große Diktator“ zur Witzfigur gemacht. Darf das Böse komisch sein?

Das war und ist eine große Auseinandersetzung: Brecht wollte immer, dass man das Böse denunziert. Ich habe ja mal Mussolini gemimt und wollte ihn als Menschen zeigen. Da gab es von vielen linken Regisseuren harte Kritik: Ich hätte ihn zu gut dargestellt. Damals habe ich das nicht akzeptiert, heute würde ich Mussolini sicher eher im Sinne Brechts zeigen. Und Chaplin? Ich finde es mehr als legitim, jemanden zu denunzieren, indem man ihn lächerlich macht.

Sie haben etliche Verbrecher verkörpert. Aber angesprochen werden Sie bis heute auf der Straße auf Ihre Rolle als Santer, der Winnetous Schwester Nscho-Tschi erschießt. Was macht diese Tat so ungeheuer böse?

Für mich war die Rolle gar nicht interessant. Santer hat keinerlei Unterbau, keine Hintergründe, an ihm ist einfach alles böse. Ich hatte schon abge sagt. Aber ein Kritiker, der mir nahestand, sagte: „Das müssen Sie spielen, das ist deutsches Kulturgut.“ Tja, so kann's gehen, nicht?

Wer von Ihren Bösen war denn Ihr liebster?

Das weiß ich nicht. Aber beispielsweise hat mich der Milieupate Herzog in „Der Schattenmann“ mehr gereizt als „Der große Bellheim“. Der war mir schon wieder zu gut. Der Herzog sitzt in einem Konzert seines Sohnes und vergießt Tränen, obwohl er weiß, dass gleichzeitig seine Geliebte umgebracht wird. Eine große Herausforderung. Ich mag meine lustigen Figuren heute aber lieber.

Es gibt im Ausland eine lange Tradition deutscher Filmschurken. Ist das noch immer das Erbe der Jahre bis 1945?

Ich habe es in Italien erlebt: Wenn ich da am Telefon Deutsch sprach, wollte mir niemand glauben, dass sich diese Sprache so melodisch anhören kann. Man sagte mir: „Das kann kein Deutsch

sein, Deutsch geht: „Achtung! Raus! Schweinehund!“ Die Preußen, das Militärische und der Nationalsozialismus haben da lange nachgewirkt.

Wie war das in Hollywood?

Als ich 1964 gemeinsam mit Senta Berger mit Sam Peckinpah arbeitete, war ich für die Amerikaner anfangs noch der Nazi. Ich spielte einen Mexikaner, ein Kollege fragte mich, wo ich herkäme. Ich hatte schon eine Ahnung, was das sollte, also antwortete ich mit starkem deutschen Akzent: „Ei liiff in Mexiko Zittie.“ Er kam dann drauf, dass ich Deutscher war und wollte wissen, was ich zu Kriegzeiten getan hatte. Ich antwortete: „Ei onlie faut ze Ruschäns. Ei was än Anti-Nazi.“ Er machte weiter und weiter, jedes Klischee kam, schließlich brüllte er: „Heil!“ Und ich: „Hitler!“ Da dämmerte es ihm, dass er auf den Arm genommen wurde. Wir wurden später Freunde. Aber es dauerte lange, bis man mich akzeptierte.

Freuen Sie sich auf Christoph Waltz als Bond-Gegenspieler?

Das wird sicher ganz toll. Ich habe gleich nach seiner Rolle in „Inglourious Basterds“ gesagt: „Oscar!“ Ein großartiger Schauspieler mit einer Karriere in Hollywood, die meine Generation nicht machen konnte. Ich gönne ihm das von Herzen.

Hat sich die Inszenierung des Bösen gewandelt, seit Sie angefangen haben? Oder gibt es eine Essenz, die immer gleich geblieben ist?

Ich denke, dass sich die Vorstellung vom Bösen nicht gewandelt hat, seine Inszenierung schon.

Sie haben sich in den Siebzigern mit dem neuen deutschen Kino auch noch einmal neu erfunden. Wie kommt man von Winnetou zu Fassbinder und Schlöndorff?

Ich war offen. Damals sagten die Jungen: Wir wollen nicht mehr mit den alten Stars. Und die Alten, zu denen ich gehörte, sagten: Was die Jungen da machen, das ist doch nichts. Ich sagte: Wir brauchen etwas Neues, die alten Stars verschwinden, wenn sie nicht schon lange gegangen sind.

Grass, Böll, die ganze Gruppe 47 hatte ja einen dezidiert moralischen Anspruch. Haben Sie nach der „Blechtrommel“ oder „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ die Welt mit anderen Augen gesehen?

Für mich war das nichts wirklich Neues. Ich bin schon als Germanistikstudent mit der Literatur eines Böll oder Grass in Berührung gekommen.

Sie haben jüngst einen Aufruf zum Dialog mit Russland unterzeichnet, der bei vielen Leuten auf wenig Verständnis stieß. Definieren Sie sich als politischer Künstler?

Nicht im parteipolitischen Sinne. Was ich meinte, war: Putin ist ein mächtiger Mann, mächtiger als Frau Merkel. Er spricht sehr ernste Drohungen aus. Wir müssen also mit ihm reden und sollten uns darüber klar sein, dass man mit ihm nicht spielen darf.

Gehen wir noch einmal zurück zu Ihrer Karriere: In den Achtzigern haben Sie viele heitere Rollen gespielt, beispielsweise den Kleberkönig Heinrich Haffenloher in Helmut Dietls TV-Serie „Kir Royal“. Ein Simpel aus dem Rheinland, der unbedingt in die Münchner Schickleria will und dafür den Journalisten Baby Schimmerlos kauft. Sind Sie danach wieder anders wahrgenommen worden?

Na ja, der Haffenloher hat ja schon Wurzeln bei Fassbinder. Der Schuckert, den ich da in „Lola“ mime, der ist als Baulöwe ein Ausbeuter. Fassbinder wollte, dass ich ihn böse darstelle. Aber man darf nicht vergessen: Diese Industriellen, das waren diejenigen, die den Wiederaufbau bewerkstelligten, das waren die Macher. Ich weiß noch, wie 1946 mal einer von denen vor einem Bombentrichter stand und sagte: „Hier stell ich ein Haus hin.“ Ich hab' den für verrückt gehalten, ich habe nicht an den Wiederaufbau geglaubt. Aber diese Leute haben's gemacht – skrupellos, das sicher, aber auch mit Lebenslust und Humor. Ich habe das damals in den Film eingebracht.

Und der Haffenloher?

Hatte auch ein echtes Vorbild. Einen rheinischen Lackfabrikanten, ich hatte ihn zu Beginn der Achtziger beim Filmball getroffen. Er sagte zu mir: „Mensch, Adorf, die Nastassja Kinski, dat is ja 'n doll'n Weib, könnse mir die nich ma vorstellen?“ Habe ich selbstverständlich nicht gemacht. Er war dann ziemlich beleidigt, als er den Haffenloher sah. Aber der war eine wunderbare Rolle: ein Mann, den man als Vollidioten kennenlernt, der aber am Ende durch sein Geld kriegt, was er will. Er steht in der Zeitung und im Restaurant tanzen alle nach seiner Musik. Ein herrlicher Böser.

Ihre letzte große Fernsehrolle in „Altersglühen“ handelte von einem Speeddating für Senioren. Was macht das Alter mit der Liebe?

Es ist ein trauriger Film, der mir manchmal fast zu lustig war. Die Leute gehen ja aus der Not heraus zu dem Event – und ich aufgrund eines Versprechens, das ich meiner Frau gegeben habe. Ich habe meinen Druckunternehmer Schäfer zusammen mit dem Regisseur Jan Georg Schütte entworfen. Es gab kein Drehbuch. Ich finde, es war insgesamt ein gelungenes Experiment.

Der Schäfer will mal weglaufen, weil es ihm zu viel wird. Ganz ehrlich: Hatte das auch mit Ihrer persönlichen Angst vor dem Verlust des Partners zu tun?

Es war eine berufliche Aufgabe, nicht mehr. Meine Frau ist viel jünger als ich, ich gehe davon aus, dass ich nicht der Überlebende sein werde.

Liebe im Alter ist in den vergangenen Jahren Thema vieler Bücher und Filme gewesen. Finden Sie das gut? Oder wächst mit den Jahren eher das Verlangen nach Ruhe und Diskretion?

Ich bin kein Anhänger der großen öffentlichen Seniorenheiterkeit, wie schön das Alter ist, das hat was von „Kraft durch Freude“. Ich bin aber auch niemand, der das Alter bejammert. Für mich ist das etwas ganz Natürliches, zumindest, bis die großen Schläge kommen. Es gibt schreckliche Schicksale wie das von Walter Jens, der war ja nun ein brillanter Kopf. Da schätze ich mich glücklich, dass ich sagen darf: Es geht mir noch ganz gut. Und dass die Liebe weg von der Leidenschaft zur Partnerschaft und Freundschaft geht, das halte ich ebenfalls für ganz natürlich.

Sie haben Senta Berger am Set wiedergetroffen. Haben Sie in alten Zeiten geschwelgt?

Das haben wir, es war schön.

Würden Sie jemanden wie Senta Berger als Ihre Freundin bezeichnen?

Ich habe leider kaum echte Freunde. Es liegt wahrscheinlich am Beruf: Man kommt zusammen, ist sehr dicht beieinander und geht dann wieder seiner Wege. Ich bedauere das wirklich sehr, aber es lässt sich wohl nicht mehr ändern.

Lieber Herr Adorf, nehmen Sie es mir nicht übel, aber könnten Sie mir als Journalisten zum Abschied noch einmal die Worte ins Gesicht schleudern, mit denen Sie in „Kir Royal“ den Schimmerlos gekauft haben?

Mit Vergnügen! „Jung, ich scheiß dich doch so zu mit mein' Jeld. Ich bin dir einfach über.“

Danke, da komme ich selbstverständlich gerne drauf zurück. Ich hoffe, Sie überweisen pünktlich.